

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Unterhaltungsblatt.

N^o 295. (II. Jahrg.) Montag, den 26. December.

1831.

Anzeige.

Unsere geehrten Lesern und allen Freunden einer geist- und gemüthreichen Unterhaltung, Literaturkundigen, Künstlern, Schauspielern und Theaterdirectionen zeigen wir hiermit ergebenst an, daß

„Unser Planet,“

Blätter für Unterhaltung, Zeitgeschichte, Literatur, Kunst und Theater,

mit dem neuen Jahre 1832 seinen dritten Jahreslauf beginnen wird. — Wenn sich der Planet schon bis jetzt wegen der ihm eigenthümlichen Lebensfrische, Kraft und Entschiedenheit eben sowohl, als wegen seiner unverlegten Würde und großen Reichhaltigkeit auf das Vortheilhafteste auszeichnete und einer großen Beliebtheit bei dem Publico erfreute, so wird Beides, nach den getroffenen Veranstellungen, für die Zukunft noch mehr zu hoffen sein. Seine Hauptforge wird „unser Planet“ mit darauf richten, daß das allgemein verbreitete Interesse an den Bewegungen und Begebenheiten unserer Zeit nicht unbefriedigt bleibe. In den vier der Unterhaltung ausschließlich gewidmeten Blättern wird er dieß, so oft als möglich, bald in kurzen Erzählungen und Novellen ausgezeichneten Schriftsteller wie Scherer, Kruse, Kind, Storch, v. Lüdemann, Fr. Laun, Meynert, G. v. Deuern, Dr. Morrell u. a. m., bald in Gedichten, Anekdoten, Räthseln, Reflexionen kosmopolitischen, humoristischen und satyrischen Inhaltes, bald versteckt und bald offen, ganz nach dem Muster der besten französischen Journalisten, zu bewerkstelligen suchen. Die „Reisezeitung“ aber und das ununterbrochen fortgesetzte „Neueste Leben und Treiben auf unserem Planeten“ sollen gleichsam lebende Bilder vorhalten, die über die neuesten und wichtigsten inneren und äußeren Verhältnisse der bedeutendsten Städte in und außer Deutschland die treueste und ausführlichste Auskunft geben. —

In dem „Kunst- und Literaturblatte“ soll ebenfalls vor allem Anderen das Zeitgemäße ganz besondere und schnelle Beachtung durch ein kurzes, tief erfassendes, von Parteilichkeit und Lieblosigkeit freies Urtheil erfahren. Uebrigens wird nur das Bessere aus Literatur und Kunst besprochen und nach diesem Gesetze werden auch die Erscheinungen im Auslande nicht unbemerkt gelassen werden.

Das sechste und letzte Blatt „unseres Planeten“: „die Theaterzeitung,“ wird es sich mit allem Fleiße anlegen sein lassen, frei zu bleiben von allem Gewöhnlichen und sich, jeden höhern Anspruch zu erfüllen strebend, zu einer allgemeinen und allgemein-unentbehrlichen Theaterzeitung für ganz Deutschland zu bilden. Das Band zwischen der deutschen und französischen Bühne wird aber dabei keineswegs übersehen werden und Theaterneuigkeiten aus Paris sollen immer zur Gnüge vorhanden sein.

Es können uns zur Ausführung dieses umfangreichen Unternehmens die erforderlichen Kräfte nie fehlen, da uns von Neuem mehrere der besten Schriftsteller und Dichter, Gelehrten und Kunsttrichter ihre regste Theilnahme, so wie bedeutende und angesehene Männer ihre Mitwirkung durch sorgfältige Correspondenznachrichten versprochen und zugesichert haben.

Die Redaction.

Sieben und zwanzig Lieder

von
Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

XVI.

Du magst nun simuliren
So viel es Dir beliebt;
Was hilfst's Philosophiren,
Genug, Du bist verliebt.

Ja wohl, es ist nicht anders,
Und kann's auch anders sein?
Den wollt' ich seh'n, der hier nicht
Bei ihr es wollte sein.

Sah doch schon manches Mädchen,
Sah doch manch hübsch Gesicht,
Und keine von den Allen
Reicht ihr das Wasser nicht.

XVII.

Was will man mit dem Herzen machen,
Das einmal sich verliebt?
Man läßt es toben, seufzen, pochen,
Bis es sich wieder gibt.

Da hilfst kein Reden, Ueberlegen,
Kein philosoph'scher Sinn;
Das Beste ist, man gibt sich herzlich
Dem liebenden Herzen hin.

Wozu auch hier unnützes Fragen
Nach Wie und nach Warum?
Wenn ich in Liebchens Augenblicke,
Da frag' ich nicht „Warum?“

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Fürst Hagfeldt,

eine historische Berichtigung.

(Kleiner Bonbon für alle Anti-Napoleonen.)

Es ist aus der Zeit der französischen Invasion Preußens im Jahre 1806 her bekannt, wie Napoleon gleich nach seinem Einrücken in Berlin einen aufgefangenen Brief zum Vorwande nahm, um den damaligen ersten Regierungs-Beamten daselbst, den Gouverneur Berlins, Fürsten von Hagfeldt, ganz wider die Grundsätze des Völkerrechts, verhaften zu lassen; wie er denselben sogar mit dem Tode bedrohte, ihn aber nach der Haft von einigen Stunden seiner Familie zurückgab. Seine Lobredner haben auch diesen Vorfall ergriffen, um seine Großmuth zu rühmen und ihn als einen zweiten Titus darzustellen, ja die Künste selbst konnten eine solche Gelegenheit nicht undenußt lassen, um das alte Sprich-

wort zu bewähren. Von Seiten der Betheiligten und in Preußen überhaupt hat sich indessen keine Stimme hören lassen, welche dieser Apologie beigetreten wäre, und der Haß, den Napoleon durch einen Krieg auf sich lud, welchen er selbst veranlaßt hatte, und nachher mit seinem ganzen Gewicht auf ein unterdrücktes Land fallen ließ, reicht nicht hin, dieß Stillschweigen zu erklären. Der wahre Hergang jenes Auftritts aber war in Berlin allgemein bekannt, und nach dem Sturze des Imperators begnügte man sich,**) denselben in Vergessenheit zu begraben.

Seitdem es aber Mode geworden ist, Memoiren zu schreiben, und seitdem dergleichen Schriften selbst aus Napoleons nächsten Umgebungen hervorgegangen sind, die jenen Vorfall mit gewohnter Emphase, obgleich nur vom Hörensagen, berichten; seitdem ist es Pflicht geworden, auch diesem Fürsten sein Recht widerfahren zu lassen und in die Bücher der Geschichte einzutragen, was derselben in Beziehung auf ihn anheim gefallen ist: Es wird sich zeigen, daß der Fürst Hagfeldt, von welchem hier die Rede ist, nicht nur nicht strafbar war, sondern daß ihm nicht einmal eine Handlung zur Last fiel, welche ihm nur den geringsten Tadel zuziehen konnte. Aus welcher Ursache aber die Komödie gespielt wurde, wenn sie nicht etwa die Folge einer Uebereilung war, darüber mögen die Leser sich selbst Rechenschaft zu geben suchen.

Nach der Räumung von Berlin durch die Preussischen Truppen wurde dem Fürsten Hagfeldt die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten daselbst übertragen, und es gehörte zu den Obliegenheiten seines Amtes, jeden Morgen eine Escafette mit dem Tagesbericht an des Königs Majestät zu senden, so lange die Communication noch offen stand. Am 24sten October 1806 Mittags rückte die französische Avantgarde in Berlin ein, ihr folgte am nächsten Tage der Marschall Davoust, und Sonntags den 26sten ging eine Deputation nach Potsdam, um Napoleon der dort angekommen war, zu becomplimentiren. An ihrer Spitze stand der Fürst Hagfeldt, und er wurde, wie man sich auszudrücken pflegt, sehr gnädig aufgenommen. Am Abend desselben Tages begab sich der Kaiser nach Charlottenburg, und hielt den 27sten Nachmittags um vier Uhr seinen Einzug in Berlin. Am Brandenburger Thore wurde er von einer Deputation und den obersten Behörden empfangen, welche ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen kamen. Ohne sie jedoch eines Blickes zu würdigen, sprengte er vorüber. Man sagte ihnen, daß sie sich nach dem Schlosse begeben möchten. Dort empfing Napoleon den Fürsten Hagfeldt mit großer Kälte, und sagte ihm zuletzt, daß er seiner Dienste nicht bedürfe.

*) Viel behauptet, um — einen großen Mann zu schmähren.

**) Wie großmüthig!

D. H.

Verwundert über diese Aufnahme kam der Fürst nach Hause, und strengte sich vergebens an, den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden. Am andern Tage meldete sich ein Offizier der Gensdarmmerie mit dem Befehl, den Fürsten zu verhaften, welcher ihm folgte und zu Fuße nach der Schloßwache gebracht wurde. Diese Unschicklichkeit mag vielleicht aus Mangel an Bestimmtheit des Befehls erfolgt sein, auf jeden Fall war es aber ein starker Verstoß.

Die Fürstin, ohne die Ursache dieser Verhaftung zu kennen, eilte in das königl. Palais, und dort erhielt sie von ihrem Gemahl einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, worin er ihr von seinem Schicksale Nachricht gab, und sie ersuchte, sich selbst zum Kaiser zu verfügen. Sie flog nach dem Schlosse. Napoleon war ausgeritten, die Truppen des Marschall Davoust zu besichtigen. Ein königlicher Bedienter, der sie erkannte, sagte ihr, daß Duroc zu Hause sei, und führte sie dahin. Sie wurde sehr freundlich empfangen, und Duroc ließ sogleich den Fürsten aus der Wache in sein Zimmer bringen. Zugleich versprach er ihr die Gelegenheit zu verschaffen, Napoleon selbst zu sprechen, und da in diesem Augenblicke das Trommeln der Wache dessen Ankunft verkündete, so hatte er kaum so viel Zeit, sie an den Arm zu nehmen und an einen Ort zu führen, wo Napoleon vorbeimüßte. Dort ließ er sie allein und ging dem Kaiser entgegen.

Als Napoleon in die Nähe der Fürstin kam, fragte er nach ihrem Namen, und befahl darauf dem Herrn von Segur, sie zu dem Marschall Berthier zu begleiten; aber kaum war sie einige Minuten dort, als er sie schon rufen ließ. Das Vorzimmer war mit Offizieren aus der Suite des Kaisers angefüllt. Man bedauerte sie, daß sie allein weiter gehen müsse, indem niemand ohne besondern Befehl das Recht habe, in die innern Zimmer des Kaisers zu kommen. Sie hatte noch zwei Piecen zu durchwandern, bis sie an das Cabinet Napoleons gelangte. Als sie die Thüre öffnete, kam er ihr sogleich entgegen und sagte: „Sie zittern, Madame? Treten Sie näher, ich bin nicht so furchtbar!“ Darauf fragte er sie nach ihrer Familie, allerhand gleichgültige Dinge. Endlich erinnerte ihn die Fürstin an den Gegenstand ihres Besuchs, worauf er sie fragte, ob sie wohl die Ursache der Verhaftung ihres Gemahls kenne. Auf ihre verneinende Antwort klangelte er und ließ Berthier holen, dem er den Brief des Fürsten abforderte. Nachdem Berthier sich entfernt hatte, sagte Napoleon der Fürstin: „Sie sollen selbst urtheilen, Madame. Wenn dieser Brief von Ihrem Gemahl ist, so ist er strafbar; ist er nicht von ihm, so werde ich Ihnen alle mögliche Genugthuung geben.“ Nachdem die Fürstin die Augen auf den Brief geworfen hatte, antwortete sie: „Ich erkenne wohl die Handschrift meines Mannes, aber er ist ein Mann von Ehre, jedermann kennt ihn, er kann nichts geschrieben haben, was ihn

compromittiren könnte; lassen Sie ihn holen, Sire, und er wird sich rechtfertigen.“

Darauf nahm Napoleon den Brief, den ihm die Fürstin zurückgegeben hatte, legte ihn zusammen und gab ihr denselben mit den Worten: „Hier nehmen Sie den Brief, und ich habe keinen Beweis mehr gegen Ihren Gemahl; führen Sie ihn nach Hause, er ist frei!“ Und damit endigte die Farce, die, vermuthlich um den Effect zu steigern, anfangs zu einem förmlichen Drama angelegt zu sein schien. Donnerstags, den 30. October stand folgender Artikel in deutscher und französischer Sprache in der Berliner Zeitung:

„Vorgestern, am 28. d. M., ward der Prinz (Fürst) von Hagsfeldt arretirt, weil er dem Prinzen von Hohenlohe von den Bewegungen und von der Stellung der französischen Armee schriftliche Nachricht hatte zukommen lassen. Der Brief, der diese Nachricht enthielt, war von des Fürsten eigener Hand geschrieben, aber aufgefangen und Sr. Maj. dem Kaiser und König vorgelegt worden.“

„Die Gemahlin des Prinzen von Hagsfeldt eilte deshalb auf das Schloß und flehte Sr. Maj. süßfällig um Gnade für ihren Gemahl. Der Kaiser war so gütig, ihr das Schreiben ihres Gemahls vorzulegen; sie konnte nicht umhin, die Handschrift des Prinzen anzuerkennen. „Nun sehen Sie, Madame, und urtheilen Sie selbst, ob Ihr Gemahl strafbar ist.“ Da jedoch der Kaiser immer, selbst gegen seine Feinde gütig und großmüthig ist, so gab er der Prinzessin das Schreiben ihres Gemahls zurück und begnadigte ihn.“

Was war aber nun in dem ominösen Schreiben enthalten, das dem Fürsten von Hagsfeldt zur Last fallen konnte? — Der Leser soll darüber selbst urtheilen; hier folgt dieses corpus delicti.

(Beschluß folgt.)

Der Maler an seine Braut.

Ein Maler in J., der lange Zeit mit einem Mädchen in A. versprochen war, erhielt endlich nach mehrmaligen fruchtlosen Bitten, ihm zu sitzen, die Antwort: ich sitze nun einmal nicht. Der Maler antwortete kurz: Da Du nun einmal nicht sitzen willst, so sehe ich mich genöthigt, Dich sitzen zu lassen. Für manches andere Brautpaar wäre es besser gewesen, wenn sie bloß gegessen hätten.

Mariannus.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Stuttgart, den 6ten November 1831.

(Beschluß.)

Das Aergste, was man in solchem Falle thun kann, ist — schreien, das zeigt, daß die Hiebe schmerzten — oder Gewalt brauchen — das beweist, daß es an Beweisen mangelt und daß man kein Recht hat! Wie oft habe ich schon laut über den Artestischen Brunnen gespottet, welchen man nicht in der Tiefe des Thales, sondern hoch am Bergeshange bohrt und schon 500 Fuß tief, durch alle möglichen Stein- und Gebirgsarten hindurch, fortgesetzt hat, ohne daß man auf Wasser kommt. Der große Ingenieur Duttenhofer hat mich nicht verklagt und ist nicht grob geworden, er sieht den Schwabenstreich ein, aber er macht honne mine au mauvais jeu und lacht selbst am herzlichsten über das närrische Ding, was er in seiner Gutmüthigkeit angefangen, vermeinend, um das Wasser in den großen Aquädukt, den man baute, ohne Wasser zu haben, zu schaffen — müsse man mit dem Bohren so und so hoch anfangen. Nun, der Mann hat recht, aber die Natur auch, und da sie die Mittel besitzt, ihm seine Fehler zu beweisen, so schweigt er klüglich still, wie es der Herr Minister auch hätte thun sollen.

Die Furcht vor der Cholera ist so ziemlich verschwunden, die guten Nachrichten, welche man aus Berlin erhielt, woselbst sie sich gar nicht so bössartig zeigt, beruhigten sehr, doch giebt sie Veranlassung zu dem endlichen Bau des schon längst projectirten neuen Theaters, oder vielmehr zu dem Umbau, zu der Einschachtelung des neuen, in die vier Mauern des alten. Falls nämlich die Cholera zu uns rückt, soll der Bau noch in diesem Winter begonnen werden, um der ärmeren Volksklasse Beschäftigung und Verdienst zu geben. Da man gemerkt hat, daß die Pest gern kleine Aufstände und Revollen in ihrem Gefolge führt, welche mitunter gefährlicher sind, als die Krankheit selbst, wie Petersburg und Königsberg, wie Pest und Herrmannsstadt bewiesen, ist ohne Zweifel jene Maßregel sehr vernünftig zu nennen, der Pöbel fängt nur dumme Streiche an, wenn er sonst nichts zu thun hat, wie wird es ihn amüsiren, wenn er die dicken Dorischen Säulen auf die schlanken Ionischen packen darf. Etwas ganz Neues, die umgekehrte Ordnung, wie die Griechen zu bauen pflegten, ist schon zu sehr veraltet!

Ich bin begierig, was der Dr. Lindner dazu sagen wird. Sonst war er ein Liberaler im weitesten Sinne des Wortes, da hätte er geäullich über solche Narrheit losge-

zogen, jetzt ist er ein Royalist, jetzt wird er ohne Zweifel Alles, was der Königl. Baumeister Pouret macht, sehr gut finden; er ist nämlich dazu verschrieben, Alles sehr schön zu finden und zu preisen, was von der Regierung ausgeht, er soll ein ministerielles Blatt redigiren, welches den Ultraliberalen in den Weg tritt, welches den zu lauten Instrumenten Sordinen aufseht. Ehemals brauchte man in solchen Fällen Daumenschrauben, seitdem aber die ganze Menschheit sehr human geworden ist, seitdem sie einander nicht mehr einzeln, sondern armenweise abschachten, begnügt man sich mit zierlichen Dämpfern, welche auch ihre Wirkung thun, vor Allem, wenn man dieselben so applicirt, daß sie von dem Publikum nicht gesehen werden; auf solche Art hat man schon ein liberales Blatt zum Schweigen gebracht. Es wurde nämlich dem Redacteur eine Sinecure angewiesen (zu Stellen, welche Arbeit und Kenntnisse erfordern, war er nicht zu brauchen), wodurch er denn, um seiner eignen Sache willen, der Sache des Volkes untreu geworden ist und sich in den Weinbergen des Herrn angesiedelt hat, woselbst er sich den Wein, den er früher kaufte, nun selbst zu ziehen gedenkt. Wenn der Frost ihm nur nicht Schaden thut, denn es scheint, er habe sich nicht die vortheilhafteste Lage gewählt, er stehe sich selbst ein wenig im Lichte, und wie sehr das letztere dem guten Gedeihen nöthig ist, das sehen wir an dem diesjährigen Herbst, welcher durch den milden Sonnenschein die ganz unbrauchbar scheinenden Trauben zur völligen Reife gebracht, welches zu der Ruhe unseres Ländchens nicht weniger beiträgt, als die Wiederherstellung der Dlle. Heinesfetter. Dieselbe war heißer, und hat uns mit der Aufführung des Don Juan und des Titus zu verschiedenen Malen was wenigstens verjirt — nun ist sie aber genesen und das Publikum war entzückt, hat auch über den hohen Kunstgenuss alle Angst und alle Sorge vergessen! Gott schenke jeder Stadt und jedem Lande einen solchen lieblichen Friedensengel, und der Janustempel wird geschlossen bleiben!

a.

W u n t e s.

An und für Manchen, zumeist auf Durivir.

Heil dem Mann, dem summum Ius vorübergeht,
Weil ihm dann summa Iniuria entfernt auch steht
Und sich kein schurk'scher Wicht ob seines Unglücks bläht.

Guangulus.

Leipzig, bei C. F. Hartmann.